Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen

Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband

Band: 9 (1957)

Heft: 1

Rubrik: Die Welt im Radio

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Arbeit mit John Huston aufzunehmen. Zwischen den beiden sehr ungleichen Männern entwickelte sich eine dauernde Freundschaft. Huston urteilte: «Gregory ist ein sehr reservierter, eher verschlossener Mensch. Er hat viel Härte kennengelernt. Er wird nie schnell Freundschaften schließen, doch wenn er es einmal tut, kann man seiner sicher sein; er ist vollkommen aufrichtig und zuverlässig. Seine Freundlichkeit ist sprichwörtlich, und es ist auch unter den schlimmsten Umständen noch nie vorgekommen, daß er seine Ruhe verloren hätte.» Charakteristisch ist auch für ihn, daß er die größten Risiken der Dreharbeit auf sich nimmt und sich nie durch ein Double vertreten läßt. Im «Moby Dick» ließ er sich von einem künstlichen, von einem Motor angetriebenen Walfisch, der sich nicht nur vorwärts, sondern auch um die eigene Achse drehte, auf dem Rücken gebunden durchs Wasser drehen. Es verging jeweils eine Minute, bis er wieder zum Vorschein kam, und die geringste Störung im Mechanismus hätte ihn das Leben kosten können. «Angesichts der Entschädigung, die ich erhalte, gehört auch Gefährliches zu meiner Aufgabe» erklärte er. Er bezieht für jeden Film 250 000 Dollar.

Nur ein einziges Risiko hat er nicht ohne Rückendeckung auf sich genommen: jenes der Filmherstellung. Er erlebte es zu oft, wie dabei ganz große Vermögen und riesige Filmgewinne über Nacht in Rauch aufgehen. Ein einziger teurer Film, der vom Publikum abgelehnt wird, kann eine Katastrophe herbeiführen. Deshalb kaufte er sich noch zwei Farmen und betreibt Pferde- und Viehzucht im großen Stil. «Ich habe Kinder», erläuterte er. «Und auch der Film gehört zu den vergänglichen Dingen.»

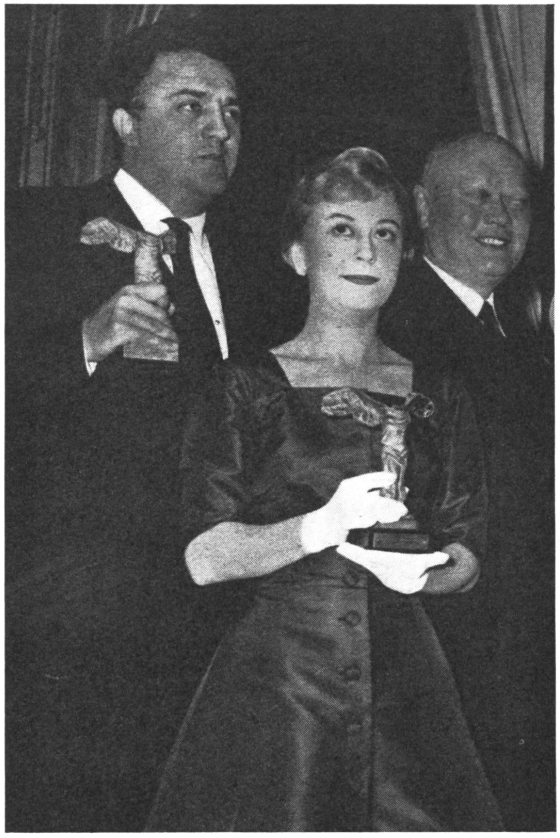
«Gelsomina» über sich selbst

ZS. Als Giulietta Masina einst gefragt wurde, was sie von sich selbst denke, wich sie aus, sie verfüge nur über unklare Ideen. Aber als ihr die Frage vorgelegt wurde, was nach ihrer Ansicht am stärksten unsere Zeit beherrsche, erklärte sie ohne Zögern: «Die Angst.» Sie selbst fürchte besonders die Einsamkeit. Sie könne ohne täglichen Kontakt mit Menschen nicht leben. Am meisten aber wundere sie sich über den Optimismus so vieler Leute; sie möchte schon lange wissen, worauf er sich gründe, habe aber darauf noch nie eine klare Antwort erhalten.

Das ist der dunkle Grund, auf dem die unsterbliche «Gelsomina» in der «Strada» geschaffen wurde: Pessimismus über die Grausamkeit unseres Daseins. Aber nur der Grund. Denn gleichzeitig glaubt sie, ein unfehlbares Heilmittel gegen alle Nöte zu besitzen: die Heiterkeit, die «serenità» im philosophischen Sinne. Denn was viele nicht wissen: Giulietta hat Philosophie studiert und sich beim Examen ausgezeichnet. Aus dieser Unkenntnis kann man allerdings kaum jemandem einen Vorwurf machen, denn wer würde der zerlumpten «Gelsomina» mit dem «Artischockengesicht» die wissenschaftlich geschulte, gelehrte Dame ansehen? Und doch steckt in ihr ein philosophischer Zug, bei allem Pessimismus ein Bemühen um antike Heiterkeit. Die letztere hat es ihr sehr angetan, wenn sie sich auch klar ist, daß die «Strada» ausgesprochen christliche Elemente aufweist.

Giulietta hat es öfters ausgesprochen, daß sie es gar nicht liebt, mit den von ihr dargestellten Personen identifiziert zu werden. Sie bemühe sich immer, diese Figuren intensiv zum Leben zu bringen, sie nicht nur zu spielen. Doch wenn der Film einmal zu Ende sei, unternehme sie alles, um sie wieder zu vergessen. Sie hätten ja immer nur einen Teil von ihr ausgefüllt und gingen sie nichts mehr an. Es wäre in der Tat schwer, «Gelsomina» mit einer Dame zu identifizieren, die ein wissenschaftliches Studium mit Auszeichnung hinter sich hat und über Sokrates und Heidegger Bescheid weiß. Aber sie meinte nachdenklich dazu, daß sie gerne bereit wäre, «Gelsomina» eine Führerin zu sein, wenn sie ihr je im wirklichen Leben begegnen sollte. Irgendwie scheint sie ihr also ans Herz gewachsen. Sie fügte hinzu, daß sie mit dem unglücklichen Menschenkind direkt nach Paris fahren würde, als der hohen Schule des Lebens. Warum sie gerade Paris als den richtigen Ort für «Gelsomina» ansieht, verriet sie allerdings nicht.

Trotz ihres akademischen Grades und ihrer Erfolge ist Giulietta bescheiden geblieben, obwohl sie behauptet, der Hochmut sei ihr ärgster Charakterfehler. Unvergessen ist ihr ein Ereignis in London geblieben, als nach der Première der «Strada» eine Frau ihr ihr Kind anbot, damit sie es einen Augenblick im Arm halte. Es sei die höchste Ehre gewesen, die ihr jemals widerfahren sei. Sie lehnte es auch lachend ab, als geistvoll bezeichnet zu werden, und erklärt ihre Filmerfolge mehr als Glücksfälle in einer großen Lotterie (worin sie sich allerdings erheblich irren dürfte).



Der Regisseur Fellini, Schöpfer der Filme «Vitelloni» und «La Strada» mit seiner Frau Giulietta Masina, die im letztern Filme die Hauptrolle der Gelsomina spielte, und dem französischen Innenminister bei einer Preisverteilung.

Manche Urteile von ihr werden überraschen. So hält sie die «Vitelloni» («Sandras Verführung») für den besten Film italienischen Charakters. Ihr Mann Fellini, der Schöpfer des Films und der «Strada», sei der gleichen Auffassung. Die letztere sei wohl allgemein menschlich ein guter Film, aber ganz und gar unitalienisch. Wozu nur zu sagen wäre, Italien möchte doch noch recht viele solche «unitalienischen» Filme schaffen! Ziemlich angriffige Aeußerungen sind von ihr über die Verhältnisse in der Filmwirtschaft bekannt. So äußerte sie, sie möchte einmal einen einzigen Tag über alle Zwangsmittel verfügen können, um die Produzenten zu zwingen, über die Herstellungskosten eines Films und ihre Einnahmen die Wahrheit zu sagen. Und am liebsten würde sie eine kleine Schauspielerin darstellen, welche für Reklamezwecke einen Selbstmord vortäuscht, dabei aber zuviel wagt und ums Leben kommt. Solche Opfer des Filmbetriebes möchte sie im Film verteidigen, denn sie fühle sich in solchen Fällen immer mitschuldig. Als den wichtigsten Zug des Filmwesens bezeichnete sie ohne Zögern die Schlaumeierei.

So schwebt Giulietta zwischen Melancholie ob der Grausamkeit unserer Welt und der «güldenen Heiterkeit» der Antike durch ihre Filme. Vom Christentum spricht sie nie, aber man müßte blind sein, dessen mächtige Anwesenheit darin nicht zu spüren.

DIE WELT IM RADIO

Die Rolle der Wasserstoffbombe

ZS. Die Kämpfe in Ungarn und am Suez haben uns die Atomwaffe fast vergessen lassen. Sie wurde nirgends gebraucht, also scheint sie doch nicht so gefährlich zu sein, haben viele gedacht. Die Wirklichkeit ist leider anders. Im englischen Radio hat R. Scott sich in sehr klarer Weise über die Revolution ausgesprochen, welche die Existenz der Atombombe für die gesamte Weltpolitik hervorgerufen hat. Politiker

und Diplomaten mußten all ihre frühern Grundsätze ihretwegen fahren lassen und die großen Probleme neu durchdenken.

Vor Erscheinen der Atombombe war die Ueberzeugung allgemein, daß es manche Dinge gäbe, die einen Kampf mit den Waffen wert wären, selbst auf die Gefahr des Ausbruchs eines Weltkrieges hin. So blutig und ausgedehnt die Zerstörungen bereits geworden waren, so stand doch die Möglichkeit der Totalvernichtung einer Nation außer

Ein scheinbar monotones Bild, in Wirklichkeit einer der heißesten Punkte der Weltpolitik: Die Oelleitung auf syrischem Gebiet, auf welches Moskau starken Einfluß gewonnen hat. Westeuropa und die USA werden dies kaum dauernd hinnehmen können.

Frage. Heute ist der Gedanke, es ließe sich ein wichtiger Vorteil durch einen Krieg gewinnen, unmöglich geworden. Eine Politik auf dem Grundgedanken aufzubauen, daß früher oder später ein großer Krieg unvermeidlich sei, läßt sich nicht mehr denken.

Bleibt nur die Frage, ob auch die Kommunisten zu dieser Ueberzeugung gekommen sind. Lenin hatte es ausdrücklich ausgesprochen, daß es «unvorstellbar sei, daß die Sowjetrepubliken unbeschränkt lange neben imperialistischen Staaten existieren könnten. Früher oder später müßte einer zur Eroberung des andern antreten.» Dieses Dogma der Unvermeidlichkeit eines großen Schlußkrieges ziert heute noch die kommunistischen Schulungsbücher. Scott glaubt jedoch wider allen Anschein an eine neue Denkweise in Moskau, vermag aber dafür nur eine verschwommene Bemerkung Chrusttschews anzuführen. Es muß eher für wahrscheinlich gehalten werden, daß ein hart bedrängtes kommunistisches Regime auch dieses letzte Mittel zur Anwendung bringen würde, bevor es sich vernichten ließe.

Dagegen darf zweifellos angenommen werden, daß der Kreml vermutlich noch auf längere Zeit alles tun wird, um einen solchen Atomkrieg zu vermeiden. Die Wirtschaftslage der vom Kommunismus beherrschten Länder ist zu schlecht. Vermutlich werden sie also keine offene Kampfaktion in einem Gebiet einleiten, für welches die Westmächte unmißverständlich ihr Interesse angemeldet haben. Umgekehrt werden auch diese nichts im Einflußgebiet Rußlands unternehmen. Hier liegt der Schlüssel zu dem schmerzlichen Verhalten des Westens angesichts der ungarischen Tragödie, wie Scott klar zugibt. Bei allen, immer hochgehaltenen Grundsätzen des Westens war es für England, so erklärt er, unmöglich, Ungarn in seinem verzweifelten Freiheitskampf zu unterstützen. Es hätte blind sein müssen, um nicht zu erkennen, daß jede militärische Hilfe für das ungarische Volk entweder wirkungslos geblieben wäre oder dann die Welt in ein Atom-Inferno hätte führen müssen.

Ist also die Folge der Atombomben in Wahrheit die, daß Kriege in Zukunft unwahrscheinlicher sein werden? Das glaubt auch Scott nicht, bei dem sonst das englische Friedensbedürfnis sehr stark durchschimmert. Die Großmächte werden in Zukunft nur viel vorsichtiger sein, miteinander in direkte Kollision zu geraten. Doch die Möglichkeit des indirekten Entstehens von Kriegen ist damit nicht beseitigt, nämlich jene, daß sich aus kleinen, lokalen Kriegen ein neuer Weltkrieg entwickelt. Vielleicht erhöht sich diese Gefahr sogar, weil kleinere Staaten heute gegeneinander agressiver eingestellt sind, in der Meinung, daß die Großmächte schon intervenieren würden, um einen Atom-Krieg zu vermeiden.

Falsch ist es auch, sich etwa ganz auf die Wirksamkeit der Atombombe zu verlassen. Ein solcher Staat wäre unfähig, mit kleineren Zwischenfällen fertigzuwerden. Außerdem werden jedenfalls die Westmächte die H-Bombe nur im Falle dringender Notwendigkeit sowie zur Vergeltung verwenden. Aus diesem Grunde sind die Verteidigungsgemeinschaften, wie etwa die NATO, nicht überflüssig geworden.

Im Augenblick sieht es allerdings so aus, daß der Wert der H-Bombe als Waffe in ihrer Drohung liegt. Ihre Existenz bedeutet, daß in Gebieten, wo die Interessen der beiden feindlichen Gruppen klar abgegrenzt sind, wie z. B. in Europa, Kriege weniger wahrscheinlich sind. Kleine Kriege sind hier nicht vorstellbar, und jeder Krieg würde rasch zu einem Atomkrieg, den beide Parteien möglichst zu vermeiden wünschen. Anders liegen die Dinge z. B. im Mittleren Osten, sofern die USA nicht ganz klar Stellung beziehen, oder in Südost-Asien. Hier sind leicht Ausbrüche neuer Lokalkonflikte möglich, in welche die Großmächte hineingezogen werden können. Unabsehbare Entwicklungen wären die Folge.

Der Osten über Ungarn

ZS. Nachdem die Suez-Frage in ein ruhigeres Fahrwasser getreten ist, nehmen die Sendungen über Ungarn einen bedeutend größern Raum im internationalen Senderkonzert ein. Bemerkenswerterweise haben die Satellitenstaaten sich stark in diese Auseinandersetzungen eingeschaltet, ein Anzeichen, daß die Wellen des ungarischen Freiheitskampfes bei ihnen nun stärker eindringen und sie zu einer Stellungnahme zwingen.

Selbstverständlich verteidigen die russischen Sender in allen Sprachen die Vergewaltigung des unglücklichen Volkes. Aber die Ausdrücke Moskaus sind — jedenfalls in den fremdsprachlichen Auslandssendungen — etwas vorsichtiger geworden. Das Wort «Konterrevolutionäre» ist nicht mehr so viel zu hören wie noch vor kurzem, die Bezeichnung «Faschisten» überhaupt verschwunden. Im Augenblick der Drucklegung dieser Zeitung scheint man sich um eine gewisse Entschärfung des Konfliktes zu bemühen, vielleicht in Vorbereitung neuer politischer Entscheidungen. Die Nichtzulassung von Beobachtern der UNO möchte Moskau mit der Begründung verteidigen, daß sich genügend fremde Botschaften und eine große Zahl von Zeitungskorrespondenten in Budapest befänden, welche Informationen geben könnten. Durch Beobachter würde ferner die ungarische Frage ständig auf der Traktandenliste der UNO stehenbleiben, was den bittern Angriffen gegen die Sowjets immer wieder neue Nahrung geben würde. «Die Haltung der UNO hat jedenfalls nichts gemein mit dem Wunsch großer Volksmehrheiten in allen Ländern, die internationalen Spannungen herabzusetzen.»

Erstaunlich oft sprechen sich die polnischen Sender für die ungarischen Freiheitskämpfer aus, viel kompromißloser und unerschrockener als z. B. selbst die westdeutsche Presse. Ueber die Ablehnung von UNO-Beobachtern äußerte sich Warschau in französischer Sprache: «Die Ursache dafür ist die Angst. Die Sowjets und ihre ungarischen Marionetten befürchten, daß die offiziellen Beobachter der UNO Bestätigungen über die unmenschlichen Deportationen von ungarischen Bürgern erhielten und der brutalen Unterdrückung des Volkes in seinem Marsch auf die Freiheit ansichtig würden.» Den Aufstand suchte es mit der Begründung zu erklären: «Es ist nicht überraschend, daß die von jeder Ausdrucksmöglichkeit ausgeschlossenen ungarischen Massen schließlich zu letzten Mitteln griffen, zu den Waffen. Dieser Kampf machte es schließlich möglich, Arbeiterräte einzusetzen, welche das öffentliche Eigentum an den Produktionsmöglichkeiten zu vertreten haben, und die sehr wichtige Organe für die wirtschaftliche Industrialisierung des wirtschaftlichen Lebens in Ungarn darstellen. Aber was soll man dazu sagen, wenn diese Proletarier, beste Vertreter des Sozialismus, verhaftet, erschossen oder deportiert werden? Soll auch für den Marxismus die alte historische Erscheinung gelten, daß die Revolution ihre eigenen Kinder frißt?»

Im größten Gegensatz zu diesen erstaunlich offenen, geradezu bürgerlich-freiheitlichen Aeußerungen der polnischen Sender stehen jene der beiden Nachbarn Ungarns, welche ungarisches Gebiet an sich gerissen haben und eine ungarische Rückgabe-Kampagne befürchten

müssen. Prag verfolgt konsequent die Moskauer Linie und betonte einmal über das andere die unbedingte Freundschaft zur Sowjetunion und ihre tiefste Ergebenheit. Nur so hofft man sich jedenfalls vor allfälligen ungarischen Ansprüchen sichern zu können. Zwar gab auch Prag vorsichtig zu, daß in Ungarn schwere politische und wirtschaftliche Fehler vorgekommen seien, behauptete aber gleichzeitig, daß dies von den «imperialistischen Westmächten» in «gemeiner Weise» ausgenützt worden sei. Die Tschechoslowakei habe solche Fehler nicht begangen, aber ihre soziale Demokratie müsse trotzdem noch «weiter entwickelt» werden. Ebenso äußerten sich die rumänischen Stationen, welche sich sogar ausdrücklich gegen die polnischen wandten. Es dürfe weder in Ungarn «noch sonstwo» Abweichungen von der von Moskau beschlossenen Linie geben, soll nicht das gesamte marxistische System ins Wanken geraten. Die Diktatur des Proletariates dürfe nicht nur nicht abgebaut, sondern müsse vielmehr verstärkt werden, da sie die einzige Sicherung gegen die Infiltration westlicher Ideen darstelle. Einmal vom Gesamtkommunismus gefaßte Beschlüsse müßten in der ganzen Welt ausgeführt und jeder Widerstrebende als Feind des Sozialismus vernichtet werden.

Dagegen scheinen die polnischen Sendungen in Jugoslawien zu wirken. Der Sender Belgrad trat besonders für die ungarischen Arbeiterräte ein. Sie wären die einzige sozialistische Macht gewesen, auf die sich Kadar hätte stützen können, um damit eine Lösung des großen Problems herbeizuführen. Sie hätten sich aber von Anfang an gegen ihn gestellt, worauf man sie «liquidiert» habe. Damit sei aber die Autorität der arbeitenden Klasse auf das schwerste getroffen worden. Die soziale Demokratie habe in Ungarn einen fürchterlichen Stoß erhalten, der für das gefolterte Land und für den Sozialismus der ganzen Welt noch schwerwiegende Folgen nach sich ziehen könne.

Von Frau zu Frau

Rock 'n' Roll

E.B. Da hat ein Mensch so etwas wie einen neuen Rhythmus ersonnen, eine neue Melodie (darf man sie so nennen?), eine neue Art der Bewegung seines Körpers — und was ist daraus geworden? Eine Art Massen-Hysterie ohnegleichen. Sie konnte dort sich ausbreiten, wo «Masse» existiert, und blieb gedämpft dort, wo der Einzelne noch ein Wesen ist. Offenbar spielt auch die Person des Schöpfers, des Televisions-Fans, mit eine Rolle, wie weit die Eindrücklichkeit geht.

Nun, im «Life» ist eine Reportage über diesen Menschen erschienen. Sie stimmt nachdenklich. Ich sprach hier einmal vom ewig Männlichen, das uns Frauen trotz aller Emanzipation anziehe, von Kraft und Ritterlichkeit, von Sich-geborgen-fühlen und Behütet-sein. Aber was ist in diesem Falle noch davon übrig geblieben? Sex, purer, brutaler Sex. Es gibt gar nichts daran herumzudeuten. Schauen Sie sich das Gesicht, die Haltung dieses Menschen an: einfach Sex in Reinkultur.

Vielleicht ist Männlichkeit *und* Ritterlichkeit schon überholt, weil es eine Differenzierung verlangt, weil es nicht auf den einfachsten Nenner beschnitten ist. Die weibliche Masse scheint sich auf diesen einfachsten Nenner beschränken zu wollen. Ob es beschämend ist oder nicht, es *ist*. Und man macht sich seine Gedanken darüber. Ist es nicht vielleicht so, daß die Vielfalt aller Eindrücke, die Zerrissenheit und das Zusammenhanglose einen Gegenpol suchen: das primitiv Einfache? Könnte es nicht sein, daß instinktiv und ohne Beurteilung des Gut oder Böse die Antithese des «Einzelligen», des untrennbar Einfachen einschlägt? Mit Macht sucht sich das Verworrene ein Gegengewicht. Es wäre gut, wenn wir ein solches Gegengewicht finden könnten. Ein anderes, ein wertvolles, ein positives.

Wir alle streben irgendwie zurück zu größerer Einfachheit, die einen bewußt, die einen unbewußt. Wir wissen, daß wir sie nicht erreichen können. Aber wir können dieser Einfachheit doch ein Reservat in unseren Tagen schaffen. Eine kleine halbe Stunde nur, eine Viertelstunde — es genügt. Diese kleine Viertelstunde diene der Sammlung, des sich Konzentrieren auf eine einfache Lebensäußerung, auf irgend etwas, das mit Technik (vor allem mit Technik!) nichts zu tun hat. Was immer es sei — eine Seite Mathias Claudius, ein Ast, der sich vor dem Fenster bewegt, das Fallen der Schneeflocken, ein sterbendes Kaminfeuer — alles ist gut, was uns Stille befiehlt und ein Sich-zurückziehen von jeglicher Hast und jeglichem äußerlichem Tagesgeschehen.

Wenn es mehr sein darf, lassen wir die Einfachheit durch Lektüre oder Musizieren in uns eindringen. Wie ein verschwundenes Paradies steigt die entbehrungsreiche Jugend eines O'Sullivan auf seiner armseligen Insel Blasket vor uns auf. Was hat er schon erlebt? Nichts und unendlich viel mehr als alle unsere Kinder, die täglich tausend Eindrücke auf sich eintrommeln spüren und sich dadurch wehren, daß überhaupt keine Eindrücke mehr übrig bleiben. Es bleibt nur noch ein Chaos, dem gewaltsam ein Einfaches gegenübergestellt wird.

Auch 1957 wird es unsere Aufgabe sein, diesem Chaos zu steuern, immer wieder uns dagegen anzustemmen, jede Gelegenheit zu suchen und zu schaffen, da Kleinstes und Einfachstes wieder zu seinem Rechte kommt. Ein Apfel muß wieder rotbackig geflammt und köstlich saftig werden; ein Grashalm muß sich wieder in seiner Sanftheit wiegen; ein Dichterwort muß wieder Zeit haben, nachzuklingen. Jeden Tag ein wenig Zeit für Ruhe, Stille, Besinnung. Dann brauchen wir den Einbruch des negativen grobkantigen Eins nicht zu fürchten. Seine Stelle wird längst ausgefüllt sein mit Schönheit. Rock 'n' Roll verurteilen? Nein, die Erscheinung ist nur ein Zeichen dessen, was wir zu wenig sehen wollten. Ein Durchbruch Hungriger zur Nahrung — leider zu schlechter Nahrung. Aber wir haben gesehen, daß sie hungrig sind.

Die Stimme der Jungen

Jacques Prévert und seine Filme

chb. «Je suis comme je suis, je suis faite comme ça», sang in Marcel Carnés unvergeßlichem Film «Les enfants du paradis» Arletty, die als Garance das Urbild der schönen und geistvollen Frau verkörperte. Die Vermutung, die unergründlich erregende Einheit zwischen dem munteren Liedchen und der um alle Geheimnisse des Lebens wissenden Frau liege in ihrem gemeinsamen Ursprung, bestätigt sich. Jacques Prévert ist der Verfasser des Liedchens und zugleich der Schöpfer der Frauenfigur; überhaupt der Gestalter jenes Filmes, mit welchem zusammen sein Name wohl am häufigsten genannt wird.

Ueber die Grenzen des französischen Sprachbereiches hinaus ist Prévert nur noch als Autor erfolgreicher Filme bekannt. In seinem eigenen Lande dagegen nimmt er eine besondere Stellung ein: Er ist gegenwärtig der einzige Dichter seiner Sprache, den die Literaturwissenschaft ebenso anerkennt wie ihn der einfache Mann von der Straße verehrt. Schlagend widerlegt er die vielzitierte Behauptung, in Frankreich könne es keinen wirklich populären Dichter geben. Daran ist seine Art zu dichten schuld. Nie sucht er seine Themen, er findet sie. Er findet sie, indem er beschreibt, was er sieht und diese Worte und Bilder unter einem neuen Aspekt — den man seine persönliche Vision nennen könnte — sichtbar macht. Seine Art, in Bildern zu sprechen, diese tatsächlich sichtbar und nicht nur hörbar zu machen, führte ihn früh schon dem Film zu. Mit seinem Bruder Pierre zusammen verwirklichte er zu Anfang der dreißiger Jahre einige Szenarios zu Filmen, deren burleske Komik sich von einem tristen Hintergrunde abhob. Erst später jedoch, vor allem in seiner Zusammenarbeit mit Marcel Carné, fand er zu der Höhe, auf welcher er eine Reihe von Filmen schreiben sollte, die zu den Meisterwerken französischer Filmkunst gezählt werden. Man spricht sogar davon, daß alle Wege des französischen Films zu Jacques Prévert führen. Diese Behauptung mag übertrieben sein; René Clair zum Beispiel geht durchaus seine eigenen Wege. Daß Prévert jedoch für die Entwicklung von Regisseuren wie Carné oder Yves Allégret maßgebend wurde, ist unbestritten. Und wie vielen Filmen er unbewußt seinen Stempel aufprägt, indem er ihnen mit seinen Werken eine neue Art, die Welt und die Menschen zu sehen, gezeigt hat, läßt sich gar nicht ermessen. Mit welchem Regisseur er auch zusammenarbeitet, er bleibt immer seiner Art zu dichten treu und versteht es, die Schöpfergabe des Regisseurs seiner Idee unterzuordnen. Auch wo er seine Szenarios nach Romanen anderer schreibt, tritt sein Grundgedanke deutlich hervor: Aus einer Welt, die von den dunklen Mächten des Schicksals beherrscht wird, sucht er mit allen ihm verfügbaren Mitteln den Gedanken an Besitztum und Besitzenwollen zu vertreiben. Daraus entwickelt sich in jedem seiner Filme der Konflikt zwischen der Unschuld, die noch nichts von Besitzen weiß, und der Erfahrung. Je nach dem zum Vorwurf genommenen Thema gestaltet sich dieser Gegensatz anders: zum Konflikt zwischen Liebe und Schande, zwischen dem Paradies auf Erden und dem Teufel, ja sogar zwischen der Liebe und der Gesellschaft. Die Menschen, durch deren Handlungen Prévert jeweilen den Konflikt zum Ausdruck bringt, können zweierlei Gestalt sein. Entweder sind es solche, deren unglückliche Veranlagung sie schlecht gemacht hat, oder es sind die Glücklichen, in deren Obhut auch das Gute verwahrt liegt. Wie er sich zu diesem Guten durchkämpfte, zeigt sehr schön die Entwicklung einer Reihe seiner Filme. In «Quai des brumes» (1938) und «Le jour se lève» (1939), den zwei Filmen, die den Begriff des cinéma noir am besten erklären, unterliegt das Gute noch dem Uebergewicht undurchsichtiger Verhängnisse. Die Stimmung der fern der Gegenwart sich begebenden Spiele «Les visiteurs du soir» (1942) und «Les enfants du paradies» (1945) ist getragen vom Sinn der Worte: «Die ganze Welt ist eine Bühne. Männer und Frauen sind ihre Schauspieler; sie haben ihren Auftritt und treten wieder ab. Sie begegnen sich, finden einander und verlieren sich wieder.» Dieser von Shakespeare übernommene und im Dialog von «Les enfants du paradis» zitierte Ausspruch kündigt mit seiner Abgeklärtheit die Wandlung an, die sich in Préverts Werk vollziehen wird. In zwei Filmen endlich läßt er die Liebe zum Siege kommen, bricht sein Glaube an die Macht des Guten hervor. Es sind Zeichentrickfilme, für die er diese, der Wirklichkeit entrückten, in der schlichten Form des Märchens gehaltenen Szenarios geschrieben hat. «Le petit soldat» (1948) und «La bergère et le ramoneur» (1953) heißen die beiden von Paul Grimault gezeichneten Filme, welche die Wandlung bestätigen und von Jacques Préverts Botschaft als Dichter vielleicht am reinsten Zeugnis ablegen.